

Kanonische Hore oder immerwährendes Gebet?

Von Corbinian Gindele OSB, Beuron

Die Gebetsnorm in den Klöstern des hl. Pachomius wurde vergangene Monate so in den Vordergrund gerückt, als wäre sie die vorzüglichste (*Comme seul valable*) im alten Mönchtum gewesen. Diese Zönebiten fanden sich nur morgens und abends zur gemeinschaftlichen Liturgie ein, untertags oblagen sie mattenflechtend dem Gebet ohne Unterlaß und der Meditation. A. de Vogüé glaubt, solch „immerwährendes Gebet“ könne mit einer Brücke verglichen werden, dessen Pfeiler den kanonischen Horen entsprächen. Ein geistreicher Vergleich! Doch ist zu bedenken, daß der Pfeiler nicht Wesenselement der Brücke ist. Eine Hängebrücke bedarf keiner Pfeiler. Auf jeden Fall ist der Eigenwert der kanonischen Hore so herauszustellen, daß sie bei der Empfehlung der „*oraison sans cesse*“ nicht zu kurz kommt.¹

Gotteslob und Koinonia

Claus Westermann, dem wir hier folgen, ist es in überzeugender Weise gelungen, die Arten und Grundlagen des „Lobpreises“ darzulegen.² Westermann (S. 7) geht von der entscheidenden Erkenntnis aus, daß die eigentliche Weise des Lobes sich zwar auch in Worten vollziehe, aber mit Inhalten des „Geschehens“, etwa in der Weise, wie der Lehrer zum Schüler spricht, den er loben will: „Das hast du gut gemacht“, ohne zu sagen: „Ich liebe dich“. Zu solch genuinem Lob gehört das Forum; es geschieht in einem Kreis, in einer Versammlung. Westermann S. 18: Das forensische Moment und die Begleitwörter des Lobgelübdes zeigen, daß das berichtende, bekennende Lob (*hodah*) zugleich Verkündigung ist: „Ich will deinen Namen meinen Brüdern verkündigen“, Ps 22, 23. Im berichtenden Lob verkündigt der Gerettete die großen Taten Gottes. Dasselbe tun die Boten Jesu Christi, Act 2, 11. Der Unterschied ist allein, daß Gottes rettendes, helfendes Tun jetzt sein *télos* bekommen hat in der Sendung seines Sohnes (S. 82). In seiner Auferstehung sind die „Wehen des Todes“ gelöst, auf die in den berichtenden Lobpsalmen der Befreite zurückblickt. In der Verkündigung der Gemeinde Jesu Christi ist die Verkündigung des berichtenden Lobes fortgesetzt und erfüllt.

- 1) Vgl. die Aufsätze von A. de Vogüé in *Rev. d'ascétique et de mystique* „Oratione frequenter incumbere“ 41 (1965) und „Le sens de l'effice divin d'après la Règle de S. Benoît“ 42 (1966) und 43 (1967). Dazu: A. Veilleux „Quelques notes d'explication“ in *Supplément de la Vie spirituelle* 1969 S. 614. Und: A. Veilleux „La Liturgie dans la Cénobitisme Pachômien au quatrième siècle“ in *Studia Anselmiana* 57 (1968). Die letzte Arbeit zitieren wir: Veilleux S(eite) 28.
- 2) Claus Westermann „Das Leben Gottes in den Psalmen“ (1953). Wir zitieren: S(eite) . . .

In solch wesentlichen Darlegungen Westermanns, mit vielen Belegen und Beispielen, wird ein Fundament des Gotteslobes sichtbar, das für die Beantwortung unserer Frage das richtige ist: wer Gott loben will, braucht die Gemeinde, die Versammlung, im pachomianischen Sprachgebrauch „die Koinonia“. Diese Feststellung harmoniert mit den neuen Ergebnissen von Veilleux über das Stundengebet und die „oratio sine intermissione“ im pachomianischen Mönchtum. Die pachomianische Gebetsbrücke, wenn wir bei diesem Bild bleiben, war nämlich eine pfeilerlose Brücke. Damit soll gesagt sein, daß bei diesem alten Mönchtum Wort und Sinn der kanonischen Horen nicht genau genug erkannt werden können, wenn man sie mit Brückenpfeilern vergleicht. Die tiefere Bedeutung der Hore muß als Ausdrucksform der Koinonia verstanden werden, als „prière commune, communion dans la prière“. Damit bekam die kanonische Hore unauswechselbaren Wert und wesentliches Merkmal. Weil eine Versammlung sich erst konstituiert, wenn sie begonnen hat und jeder in echter Weise teilnimmt, entstanden hier auch die allbekannten Defekte: das Zuspätkommen oder mangelnde Aufmerksamkeit der Teilnehmer. Die Bestrafung solcher Mängel erscheint in der Koinonia des hl. Pachomius wie selbstverständlich und ganz sachgemäß. Man muß sich davor hüten, die spätere Bedeutung solcher Strafen so hochzuspielen, als hätten sie dazu beigetragen, eine immer größere Kluft zu schaffen zwischen dem „Heiligen“ der kanonischen Hore und dem „Profanen“ der übrigen klösterlichen Tages- und Nachtzeit. Die kanonische Hore, ihr Lobpreis und Gebet, ist als Werk der Koinonia unersetzbar durch das Tun eines Einzelnen, so sehr er abwesend sich der Koinonia verbunden wissen soll. Darum muß die kanonische Hore so sehr geschützt sein gegen Willkür und Individualismus. Jüngere Klosterregeln als die pachomianische verschafften sich dafür allerdings Sicherungen, die das Maß fast überstiegen. Im Grunde genommen suchten freilich auch sie die großen Werte der Koinonia und ihres Gotteslobes zu schützen und nicht, die Tagesordnung des Mönches in heilige und profane Bezirke einzuteilen. Veilleux weist immer wieder auf diesen Tatbestand hin, wenn er betont, daß es den alten Mönchen und den Pachomianern nicht eigentlich schwer fiel, vom privaten Lobpreis und „Gebet ohne Unterlaß“ zur kanonischen Hore hinüber zu wechseln.

Kollekte und Koinonia

Mag man sich den Aufbau einer pachomianischen Hore im einzelnen verschieden vorstellen, eines ist sicher: ihre beiden aufeinanderfolgenden Teile der „oratio silentiosa“ und der vom Obern gesprochenen „Kollekte“ waren kurz. In der Gebetsgemeinschaft der alten Mönche durfte es eigentlich nichts geben, was ermüdend lange dauerte oder es durfte nicht daran fehlen, was immer wieder zur Gewinnung neuer Kräfte beitragen konnte. Gerade bezüglich der „oratio“ als Kollekte erhielten sich die Überlieferungen bis in die Benediktusregel, nach der die Schlußgebete immer kurz sein müssen. Von hier aus scheint kein Weg zur pachomianischen „oratio sine intermissione“ (Veilleux S. 287) zu führen. Andererseits unterlag es sicher einem eigenen Gesetz, daß die „oratio“ der Kollekte zum Namen für die pachomianische

kanonische Hore schlechthin wurde. Man denke an parallele Entwicklungen der Ausdrücke „psalmedia“ oder „missa“ als Teile für Ganzes. Die pachomianische Hore bestand sicher nicht bloß aus Gebeten, sondern auch aus „Schrifttextvorträgen“ durch einzelne Mönche, Veilleux S. 306–315.

Kathechese und Koinonia

Um das Verhältnis von pachomianischer Hore und „oratio sine intermissione“ noch besser zu würdigen, ist auch die Kathechese der Koinonia heranzuziehen. Die klösterliche Kathechese – Veilleux nennt sie „la catéchèse scripturaire“, S. 290 ff. – reicht bis in die erste Organisation pachomianischer Kommunitäten. Sie hat insofern auch von der Würde der kanonischen Hore an sich, weil sie die Versammlung voraussetzt, die Kommunität, in der sie gehalten wird. Die hohe Bedeutung der Katechese im pachomianischen Mönchtum tritt aus den überkommenen Quellen so klar zu Tage, daß sie der reichlichen Hinweise Kassians kaum bedarf. Dieser bewunderte vor allem die Männer und Äbte, die vortreffliche Katechesen hielten; er begegnete unter ihnen so hervorragenden Meistern, daß er ihnen ganze Tage und Nächte zuhören konnte, fast „sine intermissione“. Kassian interessierte jedoch weniger die Kathechese für ganze Kommunitäten. Die Würze einer Koinonia-Kathechese lag aber sicher schon damals in der Kürze. Sie hatte ihre Zeit und ihre Tage. In den Dialogen Gregors d. Gr. erhalten die von Kassian gerühmten „immerwährenden“ Katechesen – es ist das Gespräch St. Benedikts mit seiner Schwester gemeint – fast schon eine idyllische Färbung.

Das „Fest“ der Koinonia

In ihrem Feste-Feiern strahlte Gotteslob, Kathechese und eucharistische Liturgie geradezu dreifach gebündelt aus. Gemeinschaftlich begangen bekamen die Feste der Pachomiusklöster ihre ganze Intensität, wobei aber auch jene festen Grenzen sichtbar wurden, die eine Gemeinschaft setzt. Das Fest gehört im System zweier Koordinaten zu der des Ereignisses, des Jetzt, des „Hodie“, nicht zu Koordinate des Unaufhörlichen, des Unbegrenzten.

Das Fest hatte in der Lebensform des hl. Pachomius seinen wichtigen Platz. Der Begründer der klösterlichen Koinonia bekümmerte sich in der Mysterienfeier der Feste und Sonntage um die Lesung, um den Priester, um den Ort, um die Kirche, wo das Fest zu halten war.

Für solches Feiern und Festen hat die pachomianische Literatur geradezu den gleichen Ausdruck.³ Lefort übersetzt ihn mit „célébrer les fêtes, fêter“. Die Koinonia bereitet sich auf solche Feste vor durch gemeinsame Fasten und Katechesen, der einzelne durch häufigeres Beten und Nachtwachen. Ostern wurde als Fest aller Feste gefeiert. Da kamen alle pachomianischen Gemeinschaften in ihren Vertretern zu einer einzigen, großen Koinonia zusammen, „pour célébrer ensemble la Pâque.“ Veilleux S. 249–261.

3) Die philologische Grundlage für diesen Ausdruck verdanke ich P. Odo Hagenmüller; vgl. auch W. E. Crum „A Coptic Dictionary“ (1939) S. 543.

oratio sine intermissione, laus perennis

Der „*oratio sine intermissione*“ im Pachomiuskloster hat Veilleux, wie schon erwähnt, einen eigenen Abschnitt gewidmet. Das Leben des pachomianischen Mönchs sei durchsetzt gewesen von der „*oraison sans cesse*“, so daß sich eine geradezu vollkommene Harmonie ergab zwischen Gebet und Arbeit. Und die Form dieses dauernden Betens sei nicht sehr verschieden gewesen von der Art, wie die kanonische Hore gehalten wurde. Es sei kein eigentlicher Bruch in der Gebetsweise entstanden, wenn man im Pachomiuskloster vom privaten zum gemeinschaftlichen Gebet überging. Solche Gebetsart wurde vom Einzelnen vermehrt: während der Nacht und in besonders heiligen Zeiten; solche „*Vigilien*“ ergaben sich von selbst, wenn Totenwachen zu halten waren, Veilleux S. 249; 371.

Der pachomianische Mönch kannte die Hinweise des AT, daß das Gotteslob zu einer „*laus perennis*“ auszuweiten sei; er kannte die Sorge des Psalmisten, daß Gott nicht genug gelobt werde und daß die Toten ihn nicht mehr preisen können. Ebenso wußte man im Pachomiuskloster um die Anforderung des hl. Paulus im Kolosserbrief zu überströmendem, ja „maßlosem“ Dank. Damit war das irdische Gotteslob wie von selbst mit dem immerwährenden Dienst der Engel verwoben. Das Bestreben, in solchen Engelsdienst hineinzuwachsen, vermochte die Würde und Kraft der kanonischen Hore eher zu mehren als zu entkräften: den festen Gebetszeiten und der Koinonia-Kathechese galten die vornehmsten Maßstäbe. Vgl. auch Veilleux S. 226: *l'Eucharistie de la Koinonia pachômienne*.

Das Unaufhörliche

Gottfried Benn gibt diesem Ausdruck dämonische Inhalte: „Kein Ding auf Erd hat Frieden vor seinem Schwert“. Gott gibt dem Geschaffenen keine Ruh. Das Ringende geht in die Schöpfung ein; das Leidende wird es erstreiten; dieser Mensch wird unaufhörlich sein. Goethe lobt nicht so sehr solch Unaufhörliches, sondern den Wechsel, ohne den es keine unaufhörliche irdische Einheit zu geben scheint: „Im Atemholen sind zweierlei Gnaden: das Luft einziehen, sich ihrer entladen; jenes bedrängt, dieses erfrischt. So wunderbar ist das Leben gemischt. Du danke Gott, wenn er dich preßt, und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt“. Darin sind sich beide Dichter einig, daß das Unaufhörliche durch Wiederholung von Begrenztem und Konträrem entsteht. Wir geraten ins Unvorstellbare, wenn wir dem Unaufhörlichen gestatten, die Grenzen der Formen und Zeiten zu übertreten, obwohl dies im Sprachgebrauch geschieht. Seit Wagners Musik kennen wir das Wort von der „ewigen“ Melodie. Auf unserem schon eingeschlagenen Weg kann also nicht vermutet werden, es gäbe echte irdische „*laus perennis*“ und *oraison sans cesse*“ mit Verzicht auf die begrenzende Dimension des Ereignisses, des „*Hodie*“, der festlichen Zeit und der Koinonia. In diesem Blickwinkel wurde die „*oratio sine intermissione*“ schon eine Hyperbel genannt, denn der Mensch könne nun einmal nicht unaufhörlich beten. Da aber das Ereignis, der Lobpreis des Ereignisses Gegenpole des Unaufhörlichen sind, mischt sich in der christlichen Aussage immer wieder das „*Hodie*“ mit dem

Unaufhörlichen. Gregor von Nazianz wünscht, daß ihm am Abend Christus, das Licht schein. Er will nur leichten Schlummer, daß die hymnenreiche Zunge kaum verstumme und daß er nicht gehindert wäre, im Chor der Menschen dem Chor der Engel unablässig zu respondieren. Man sagt vom Mozartschen Melos, es verbinde in vollendeter Weise Form und Begrenzung mit Unbegrenztem, Unaufhörliches, also das augenblicklich Bestmögliche mit dem ewig Unerschöpflichen. Gregor von Nazianz prägte das Bild vom „Zaum für ungebändigte Füllen“ (*stomíon polón hadamón*). Das siebenfache Stundengebet untertags mit jenem in der Nacht bekam enge Beziehung zur „laus perennis“ und die reiche alleluia-Psalmodie jener Offizien, die fast bis in die Pachomianische Zeit hinaufreichen: das alleluia galt als Symbol ewigen Lobpreises, himmlisch-österlicher Liturgie. Im 7. Jahrhundert formte die „laus perennis“ auch die wirtschaftliche Struktur nicht weniger merowingischer Klöster. Eine gar irdische, aber immerwährende, fernöstliche Meditation ist im Bild jenes Buddhas dargestellt, dessen Beine ineinander gewachsen sind.

Zusammenfassend möchten wir sagen, daß irdischer Lobpreis und irdisches Beten, geometrisch dargestellt, von zwei Koordinaten zu bestimmen sind, nämlich von der Senkrechten („et nunc“) als Maß des zeitlich Festen, Begrenzten, des Ereignisses, des „Hodie“, der Feste und der Koinonia und von der Wagrechten („et semper“) als Symbol des Unaufhörlichen, Ewigen. Beide Koordinaten schaffen zusammen jene Ebene und auf ihr jene Kurve, die sich aus dem Zusammenwirken des zeitlich Begrenzten und Unaufhörlichen ergibt. In einer Gemeinschaft von Menschen erhält die Koordinate des fest Begrenzten den Vorrang vor jener des Unaufhörlichen als Ausdruck des Unbegrenzten und der Weite persönlicher Fülle, über die der Einzelne verfügen kann. Die Benediktusregel hat dafür die Bestimmung des Kapitels 52: Ist der Gottesdienst beendet, so sollen alle hinausgehen; . . . will aber einer still für sich beten, so trete er einfach ein und bete.

A. Veilleux: *Die Pachomiusliturgie im 4. Jahrhundert*

Da wir immer wieder auf die Arbeit von Veilleux hinwiesen, sei noch einiges weiteres gesagt, besonders zum zweiten Teil seiner Dissertation. Im ersten Teil seiner Arbeit verschafft sich Veilleux jene Grundlagen, die sich aus sorgfältiger Sichtung des Quellenmaterials ergaben, also der pachomianischen Viten und oevres. Ein wichtiger Exkurs über die Bedeutung des Palladius und Kassians für die Kenntnis des pachomianischen Mönchtums beschließt diesen ersten Teil.

Die frische Art, mit der der Verfasser an seinen Stoff geht, ist jener eines jungen Dirigenten zu vergleichen, der ohne weiteres mutige musikalische Akzente setzt. Dadurch belebt Veilleux von vorn herein unsere überkommenen Kenntnisse. Das Maß seiner Konklusionen am Ende jeden Kapitels läuft allerdings fast über, so daß man geneigt ist, auf die eine oder andere zu verzichten. Eines fällt auf. Warum legte sich Veilleux solche Zurückhaltung auf, die Struktur der pachomianischen Hore ja nicht mit Psalmodie zu belasten? Solche Psalmodie sei eben erst nach Pachomius entstanden. Wenn dem so ist,

warum darf sie dann im pachomianischen Begräbnisritus solch eindeutigen Platz einnehmen? Die frühchristliche Totenklage war bei den Kopten von ergreifendem Nachhall. Man lese M. Cramers Schrift „Die Totenklage bei den Kopten (1941). Selbst wenn im Pachomiuskloster „psalmodieren“ bei der Totenklage nur soviel wie „Singen“ bedeutet hätte, wäre das genug, um von hier aus eine echte Helligkeit auf die kanonische Hore dieser Koinonia werfen zu können. Man sucht im Gregorianischen Choral keine „symphonischen“ Ansätze, und dennoch hat er als Quelle der abendländischen Musik zu gelten. In diesem Sinn dürfen die Berichte über die pachomianische „Psalmodie“ bei der Totenklage sicher als echte Ansatzpunkte für die „Psalmodie“ späterer ägyptischer Mönchsliturgie gelten.

Zudem darf vermutet werden, daß der Weg vom gesprochenen ägyptischen Psalmtext Davids zum Singen dieser Texte eine sehr spontane, in gutem Sinn improvisierende Art zuließ, musikalisch wohl nicht schwieriger, als wenn ein versierter Benediktiner beginnen müßte, etwa das Lukasevangelium auf einem der acht Kirchentöne ohne viel Vorbereitung zu singen. Es ist wichtig, sich den Weg vom gesprochenen zum gesungenen ägyptischen Wort nicht komplizierter vorzustellen als die Improvisation eines griechischen Flötenspielers zu einer griechischen Dichtung. Hierüber wäre vielleicht ein Exkurs fast so notwendig wie einer von Veilleux über die Tradition der „Zwölf-Psalmen“, Veilleux S. 234–339. Unsern Überlegungen zur „Psalmodie“ der pachomianischen Totenklage seien noch Veilleux's eigene angefügt (S. 373): „La vieille nocturne (des funeraillles) se passait dans la récitation sans doute semblable a celles que l'on faisait à la synaxe matutinale quotidienne, les jours de semaine“. Soll man sich vorstellen, eine Kommunität sänge zwar zum Begräbnis, aber bei keinem andern Gottesdienst? Sicher wird man dem Hausgottesdienst (mit Mattenflechten) eine sehr einfache Form zumessen. Aber es gab auch pachomianischen Gottesdienst in der Kirche und darin vermutlich auch den täglichen Abendgottesdienst für jene, die nicht an jenem der Häuser teilnahmen. Dem festlichen Gottesdienst in der Kirche dürfte dann der Gesang und die „Psalmodie“ so wenig gefehlt haben wie der Totenklage.

Es ist oft schwer durchschaubar, wie zeitlich Späteres mit entsprechend Früherem verknüpft war. Die Annahme Veilleux's, Schriftsteller wie Kassian und Palladius hätten psalmodische Formen des 5. Jahrhunderts ins vierte vorverlegt, erklärt viel, aber nicht alles. Angenommen, die psalmodischen Formen des fünften Jahrhunderts wären nicht mit Früchten, sondern schon mit dem Saft aus diesen Früchten zu vergleichen, müßte dann nicht mit aller Intensität vom kraftvollen Saft, wie er es in unserm Fall ist, auf die Frucht geschlossen werden, von dem er stammt? Wer vermöchte die starke Welt vieler alter Kirchenlieder ohne ihren Vorläufer Martin Luther verstehen? Rückschlüsse solcher Art sind noch lange nicht die allergrößten und gefährlichsten. Zugegeben, wir hätten den Angaben Kassians für die Psalmodie der pachomianischen Gründerzeit zu sehr vertraut, wäre es umso mehr ein Glück, wenn wenigstens für die Zeit ab Kassian bis Benedikt eine einhellige Auffassung ihrer Psalmenstrukturen in den ordines officii entstanden wäre!

Gregor d. Gr. berichtet in seinen Dialogen von psalmodischer Art des 6. Jahrhunderts, in der man schwerlich nahe Verwandtschaft zu gleichzeitiger römischer und benediktinischer Art erkennen kann. Er schildert offenbar ältere Formen, so daß man dazu neigt, die Vollendung der Liturgie, wie sie in der Benediktusregel festgelegt ist, kaum im 6. Jahrhundert suchen zu sollen. Den Text seiner Kritik und Warnungstafeln hat Veilleux vorbildlich freundlich gehalten. Dafür mögen ihm alle dankbar sein, auch jene, die eine schulmeisterliche, „schlagkräftige“ Behandlung anderer lieben.

4) Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien 219, 2.